

für Fisher bedeutete das nur, daß mehr »Dreadnoughts« gebaut werden mußten. Am 22. Dezember 1904 trat ein Komitee zusammen, das auf Empfehlung eines italienischen Ingenieurs Lehren aus der entscheidenden Seeschlacht zwischen Rußland und Japan zog. Ein Beobachter auf dem Flaggschiff des japanischen Admirals Togo hatte berichtet: »Wenn 30,5 cm-Geschütze abgefeuert werden, bleiben Schüsse von 25,5 cm-Kanonen unbemerkt, während 20,5 cm- oder 15 cm-Kaliber, bei allem Respekt, den sie einflößen, genauso gut Erbsen aus einem Blasrohr sein können.«⁹

Auf der neuen »Dreadnought« war industrielle Effizienz oberstes Gebot, sowohl in der Herstellung als auch im Gebrauch. Das Schiff war nur mit Geschützen eines Kalibers ausgestattet, so daß nur ein Munitionstyp verwendet werden mußte und jede Kanonen-Mannschaft an jedem Geschütz zum Einsatz kommen konnte. Identische Kanonen mit identischer Munition konnten zudem viel präziser auf dasselbe Ziel feuern, wenn sie im selben Winkel eingestellt wurden. Fisher jubilierte:

Angenommen, ein 30,5 cm-Geschütz feuert, sobald die richtige Entfernung durch Einschießen festgestellt ist, jede Minute eine Granate ab. Sechs Rohre würden demnach bedeuten, daß alle zehn Sekunden eine sorgsam gezielte Granate mit einer hohen Explosivladung ins Ziel gebracht wird. Fünfzig Prozent davon sollten über 6000 Meter Treffer sein. Drei 30,5 cm-Granaten, die jede Minute an Deck und in den Aufbauten detonieren, würden die Hölle sein!¹⁰

Fisher trieb die industrielle Logik noch weiter und beschleunigte die Bauzeit, indem er vorproduzierte Teile verwenden ließ, die schon bereitlagen, noch bevor der Kiel des Schiffes am 2. Oktober gelegt wurde. Innerhalb von zwei Monaten erhob sich der riesige Schiffsrumpf hoch in die Luft und wurde tarngrau angemalt. Am 10. Februar war Seine Majestät – sichtlich bewegt, wenn auch weniger von Emotionen als von Atemproblemen – zur Stelle, um die Taufe vorzunehmen. Während der folgenden Monate wurden neue Rekorde aufgestellt: die Dampfkessel im März, die Turbinen und sechs Anstriche im Mai, die Geschütze im Juni und Juli. Im September wurde die H. M. S »Dreadnought« offiziell in Dienst genommen und dampfte sofort zu Übungen und Tests vor den Westindischen Inseln ab. Die größte Waffe der Menschheitsgeschichte war in einem unglaublichen Tempo konstruiert worden. Sie sollte jedoch keinen einzigen Schuß auf einen Feind

abfeuern. Während der Schlacht am Skagerrak, der einzigen kriegerischen Konfrontation von Schiffen der »Dreadnought«-Klasse, wurde sie gerade generalüberholt. 1922 wurde sie zur Verschrottung verkauft.

Das Wettrüsten auf See, das größte, das die Welt je gesehen hatte, wurde schon bald zum globalen Phänomen. Frankreich, die Vereinigten Staaten, Rußland, Österreich-Ungarn, Japan, Italien und das Osmanische Reich bauten ihre eigenen »Dreadnought«-Schlachtschiffe, die jeweils innerhalb weniger Jahre veraltet waren. Die Militärausgaben verschlangen über ein Drittel der nationalen Budgets von Frankreich und Rußland, etwas weniger in Großbritannien und fast ein Viertel in Deutschland.

Manneskraft

Das Wettrüsten war ein Spiel, das Männer spielten. Ganze Gesellschaften standen im Bann von Uniformen und Manneskraft. Rußland unterhielt eine stehende Armee von 1,4 Millionen Männern und trug die militärischen Ränge in die zivile Administration des Landes. Die Armee hatte sich zwar im Russisch-Japanischen Krieg als schlecht ausgebildet, schlecht ausgerüstet und kaum kampftauglich erwiesen, aber sie war ein wichtiges Instrument, um in einem Land, auf das Polizei und Justiz kaum Zugriff hatten, gewaltsam die innere Ordnung zu erzwingen. Die Wehrpflicht betrug zwanzig Jahre, und da junge Männer aus gutem Hause sich freikauften konnten, fiel die Bürde ganz auf die Ärmsten. In manchen Gegenden wurde zum Abschied der Rekruten eine Begräbniszereemonie abgehalten, denn ihre Familie ging nicht davon aus, sie jemals wiederzusehen.

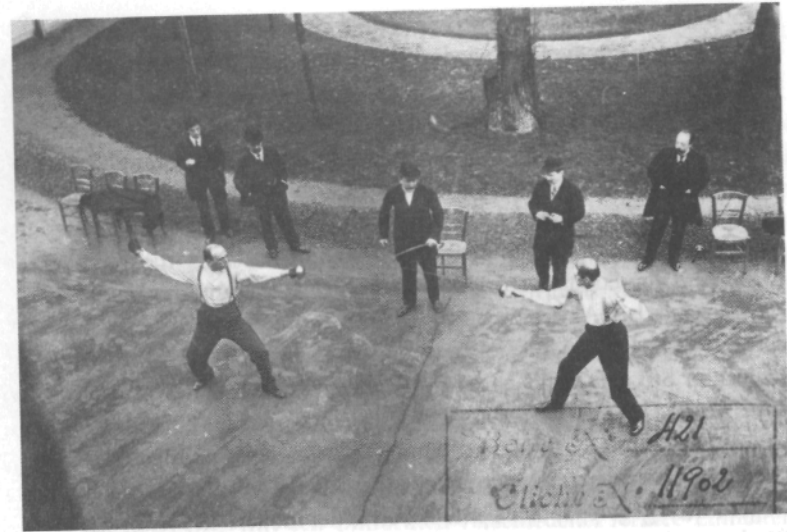
Auch in Frankreich waren Armee und Gesellschaft stark verwoben. Das Land hat eine lange Tradition von Militärführern an der Staatsspitze, von Napoleon bis zu Marschall MacMahon 1873 und dem Ultrationalisten General Boulanger 1888 (und später dann bis hin zu Pétain und General de Gaulle). Wie immer zerrissen zwischen Marianne und Jeanne d'Arc, zwischen Republik und Kirche, konnten sich die Franzosen nicht darauf einigen, welche zivile Funktion die Armee haben sollte: Das konservative Lager sah sie als Instrument der nationalen Größe (und hegte daher den starken Wunsch, die Scharte von 1870/71 wieder auszuwetzen), während die jakobinisch-republikanische Tradition sie als Schule der Nation betrachtete, die Rekruten aller Klassen beibringen sollte, gute und solidarische Staatsbürger zu sein, wie der charismatische Sozialistenführer Jean

Jaurès in seinem Buch *L'Armée nouvelle* (1907) ausführte. Jaurès und andere Sozialisten wollten eine kleine Armee, die der Republik auch in den falschen Händen nicht gefährlich werden konnte. Das war keine leere Theorie: 1889 hatte General Boulanger, umgeben von enthusiastischen Gefolgsleuten, einen Staatsstreich angeführt, der ihn um Haaresbreite in den Élysée-Palast geführt hatte.

In den vorangegangenen Kapiteln haben wir bereits gesehen, wie sehr der Fall Dreyfus die Identität der Armee in Frage stellte und zum Symbol für die verunsicherte Konzeption von Männlichkeit in der französischen Gesellschaft wurde, die ihrer Armee durchaus zwiespältig gegenüberstand. Einerseits wurde sie, dem Trainingshandbuch für Unteroffiziere (1893, neu herausgegeben 1913) zufolge, als »Schule des Gehorsams, des männlichen Geistes und des Männerstolzes«¹¹ gesehen, während Bäuerinnen ihren Söhnen mit auf den Weg gaben, daß sie »kein echter Mann«¹² seien, bevor sie nicht Soldat gewesen waren; andererseits aber war die Armee in weiten Kreisen der Bevölkerung so unbeliebt, daß den Kadetten der berühmten Militärakademie von Saint Cyr nahegelegt wurde, nur in Zivilkleidung auszugehen, um Zwischenfälle zu vermeiden. »Bei den Massen gelten wir als der Feind, *les payots*. In bürgerlichen Kreisen werden wir als Idioten angesehen«,¹³ beklagte sich ein Offizier.

Während sich die Franzosen nicht darauf einigen konnten, was sie von ihrer Armee halten sollten, waren sie sich doch in einem anderen Punkt völlig einig: Echte Männer griffen zur Waffe, um ihre Ehre zu verteidigen, oft schon beim kleinsten Vorwand. Eine regelrechte Epidemie von Duellen begann in den 1880er Jahren und nahm bis 1914 immer weiter zu.

Nicht nur Offiziere wählten dieses archaische Ritual der Ehrenrettung, auch Männer, von denen man es heute nicht mehr vermuten würde. Marcel Proust war stolz darauf, den Kritiker Jean Lorrain, der öffentlich eine Anspielung auf seine Homosexualität gemacht hatte, gefordert zu haben, und 1908 war er drauf und dran, sich mit einem jungen Freund, dem neunzehnjährigen Marcel Plantevignes, zu schlagen, der nicht einmal wußte, warum er den Dichter so in Rage gebracht hatte. Bald stellte sich heraus, daß er bei einem Gespräch mit einer Dame nicht stark genug protestiert hatte, als diese eine Bemerkung über seine »ungewöhnliche Moral« gemacht hatte. Der stark asthmatische Proust stimmte großzügig zu, daß der Vater des jungen Mannes an dessen Statt kämpfen dürfe, und schließlich wurde die Sache ohne Gewalt aus der Welt geschafft, aber sogar



Tödlicher Ernst: Die Zahl der Duelle stieg um 1900 an, die meisten aber endeten in einem nur symbolischen Blutvergießen.

Proust schien entschlossen zu sein, nicht den kleinsten Verdacht auf seine robuste Männlichkeit fallen zu lassen – eine Vorstellung, die für seine Freunde in erster Linie komisch war. Trotzdem, es ging um mehr als um eine bloße öffentliche Fassade: »Meine Sekundanten können Ihnen sagen, ob ich mit der Schwäche eines weibischen Mannes handle«,¹⁴ schrieb Proust in einem Brief an Paul Souday.

Auch progressive und friedliebende Sozialisten und Schriftsteller wie der spätere Premierminister Léon Blum und der Kriegsgegner Jean Jaurès zögerten nicht, zur Waffe zu greifen, um ihren guten Namen zu verteidigen. Der radikale (liberale) Georges Clemenceau (1841–1929), *le tigre*, der 1906 bis 1909 und 1917 bis 1920 zweimal Premierminister war, focht während seiner Karriere insgesamt zwölf Duelle, sieben mit Pistolen und fünf mit Säbeln. Er war ein fürchterlich effektiver Fechter, wie der amerikanische Journalist Wythe Williams berichtete: »Die Gegner, die es wagten, sich ihm zu stellen, hatten keine Chance. Es machte ihm Vergnügen, sie erst mit einem blitzschnellen und angsteinflößenden *coup de seconde*, dem kräftigsten Schlag beim Fechten, zu entwaffnen und ihren Arm fast zu lähmen. Der Tiger lachte spöttisch, während er darauf wartete, daß die Waffe wieder eingesammelt wurde. Dann würde er den

Gegner an einem Körperteil seiner Wahl treffen. Er tat es mit Delikatesse, gerade genug, um die Ehre wiederherzustellen und die Angelegenheit zu beenden.«¹⁵

Als Anführer der Radikalen Partei zögerte Clemenceau nicht, politische Gegner herauszufordern, die seiner Ansicht nach zu weit gegangen waren. 1892 lieferte er sich, umgeben von einer riesigen Menschenmenge, die von Polizisten im Zaum gehalten wurde, ein Pistolenduell mit dem antisemitischen Paul Deroulène. Auch für Hauptmann Dreyfus griff er zur Waffe. 1896 stand ihm Édouard Drumont, der berühmte Autor des Hauptwerks des französischen Antisemitismus, *La France juive*, gegenüber. Beide Male verfehlten die Kugeln ihr Ziel, höchstwahrscheinlich mit Absicht, da es als schlechter Stil galt, den Gegner mit Feuerwaffen zu treffen. Kämpfe mit Säbeln oder Degen andererseits wurden ausgetragen, bis einer der Gegner blutete, und hatten oft ernste, manchmal tödliche Verwundungen zur Folge. Diese Opfer wurden hingenommen, und das Duell galt als ausgezeichnetes Gegenmittel gegen das dekadente Leben in der modernen Stadt, »das erste Werkzeug der Zivilisation, die einzige Art, auf die der Mann seine brutalen Instinkte mit dem Ideal der Gerechtigkeit vereinbaren kann«,¹⁶ wie Anatole France, der 1921 den Nobelpreis für Literatur bekommen sollte, erklärte. Das letzte offizielle Säbelduell in Frankreich wurde übrigens 1967 zwischen den Parlamentsabgeordneten Gaston Defferre und René Ribière ausgetragen. Präsident de Gaulle hatte seinen Ministern vorsichtshalber untersagt, sich als Sekundanten zur Verfügung zu stellen.

Männliche Tugend, militärische Laster

Der Inbegriff einer Gesellschaft, die von uniformierten, schnurrbarttragenden, hackenzusammenschlagenden Offizieren dominiert wurde, war das Wilhelminische Deutschland. Nirgendwo sonst war die Verbindung zwischen Staat und Armee, zwischen Armee und Nationalgeschichte so eng. Es war die Armee gewesen, die Preußen von einem Sandfleckchen auf der Landkarte in eine Weltmacht verwandelt hatte, eine Leistung, die nur durch ein Bündnis zwischen Preußens Königen und dem Adel möglich geworden war. Preußische Generäle und Soldaten hatten 1870/71 den Weg in den Spiegelsaal von Versailles freigemacht, wo nach dem siegreichen Krieg gegen Frankreich das Deutsche Reich ausgerufen wurde, preußische Disziplin und Arbeitskraft hatten den Grundstein für dieses Reich gelegt.

Die Vorstellung, daß diese Nation, um ein Klischee der Zeit zu benutzen, auf dem Schlachtfeld geschmiedet worden war, entsprach zumindest teilweise der historischen Wahrheit.

Selbstverständlich war Preußen nur ein Teil von Deutschland, und man lachte nicht nur im Ausland, sondern auch in Stuttgart, Hamburg und im katholischen Rheinland über die Exerzierplatzmentalität und den geistigen Stechschritt der preußischen Generäle. Trotzdem aber war Preußen der mächtigste Partner in der Föderation von Kleinstaaten, aus denen das Deutsche Reich bestand, und durch die Lehrpläne von Schulen und Universitäten sowie durch die Macht der Armee im öffentlichen Leben spielte preußische Kultur eine entscheidende Rolle im deutschen Nationalbewußtsein, die sich bis ins Wohnzimmer fortsetzte.

In deutschen Haushalten fand sich Geschirr, das mit Porträts der Hohenzollern, mit Schlachtszenen oder mit modernen Geschützen verziert war, Büsten von Bismarck und Kaiser Wilhelm II. schmückten die Wohnzimmer, neben Stichen mit den Uniformen verschiedener Armee-Einheiten und ganzen Regimentern von Zinnsoldaten in Vitrinen. »Heil dir im Siegerkranz«, die Hymne des Kaiserreichs, fand sich auf unzähligen Nippstellern und -tassen, und sogar Weihnachten stand ganz im Zeichen zukünftiger Siege auf dem »Felde der Ehre«. Im populären Weihnachtslied auf ein Gedicht Hoffmann von Fallersleben hieß es: »Morgen kommt der Weihnachtsmann, / Kommt mit seinen Gaben: / Trommel, Pfeife und Gewehr, / Fahn' und Säbel und noch mehr, / Ja ein ganzes Kriegesheer, / Möcht' ich gerne haben.«

Der Geist des Kasernenhofs bestimmte das Leben vieler Kinder besonders, sobald sie in die Schule kamen. Ein beliebtes Handbuch für Volksschullehrer gab den Pädagogen hilfreiche Hinweise, wie sie ihre Schüler ansprechen sollten: »Gerade sitzen! Ruhe! Griffel hoch! Hände hoch! Hefte zeigt! Und ab!... Gehorsam muß geübt werden, so daß es dem Lehrer zur zweiten Natur wird, zu kommandieren, und dem Schüler, Befehle umgehend zu befolgen.«¹⁷

Wenn die Volksschullehrer die Drillmeister der Nation waren, so bewegten sich die Gymnasiallehrer in einer Wolke der Großartigkeit durch die Welt, die nicht nur im deutschen Respekt für Bildung begründet lag, sondern auch in der Hierarchisierung der Gesellschaft. Schlechtbezahlt, oft schäbig gekleidet und nicht selten zu arm, um zu heiraten, hatte doch auch der Geringste unter ihnen das Recht, von Schülern, die in seiner Anwesenheit strammstanden, als »Herr Professor« angeredet zu werden,

eine Welt, die in Heinrich Manns Roman *Professor Unrat* (1905) verewigt worden ist. In der Filmversion von Joseph von Sternberg (1930) ist es die junge Marlene Dietrich, die als Tänzerin einer fahrenden Truppe den respektablen Professor Rath auf Irrwege und sein soziales Universum zum Einsturz bringt. Sternberg hatte die Feinfühligkeit, Manns Vorlage und dessen kulturellen Referenzpunkten so weit zu folgen, daß klar wird, daß es die junge Tänzerin ist, die in ihrer Beziehung mit dem alten Lehrer »die Hosen anhat«, daß sie in ihrer verführerischen Androgynität den vorher so sicher situierten deutschen Mann symbolisch regelrecht kastriert.

Der Staat erzog seine Bürger, ohne sie zu Staatsbürgern zu erziehen. Heinrich Manns heute berühmter Bruder Thomas artikulierte die kindlichen Gefühle angesichts der Macht der Obrigkeit mit der für ihn charakteristischen Intuition: »Als Knabe personifizierte ich mir den Staat gern in meiner Einbildung, stellte ihn mir als eine strenge, hölzerne Frackfigur mit schwarzem Vollbart vor, einen Stern auf der Brust und ausgestattet mit einem militärisch-akademischen Titelgemisch, das seine Macht und Regelmäßigkeit auszudrücken geeignet war: als General Dr. von Staat.«¹⁸

Das militärische Ethos war ein integraler Bestandteil der Gesellschaft oder zumindest einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Um in die höheren Posten der Verwaltung, Justiz und auch der Industrie vorzurücken, tat ein ehrgeiziger junger Mann gut daran, einer der 120 000 preußischen Reserveoffiziere zu sein. Wenn er Akademiker war und seinen zukünftigen Erfolg absichern wollte, trat er einer Burschenschaft bei, von denen ein Großteil durch und durch antisemitisch und nationalistisch war und die ihre Zeit damit verbrachten, zu trinken, Studentenlieder zu singen (»Die Wacht am Rhein« war sehr beliebt), mehr zu trinken – und Mensur zu schlagen. Letzteres war ein Ritual, das bis in die kleinsten Details reglementiert war, aber im Prinzip darin bestand, daß die beiden Gegner einander, je nach Burschenschaft mit unterschiedlich vielen Lagen an Schutzkleidung ausgestattet, so lange mit schweren Säbeln bearbeiteten, bis Blut floß. Anders als bei französischen Duellen war es den Fechtern nicht erlaubt, ihre Füße zu bewegen, und Paraden, defensive Aktionen, galten als unmännlich. Der Kampf dauerte an, bis einer oder beide Gegner getroffen waren und die begehrten Narben im Gesicht davontragen würden, die später bei ähnlich entstellten Vorgesetzten als sicherer Ausweis für deutsche Gesinnung fungierten und Protektion von oben beinahe garantierten.

Die Narben der Studenten waren äußerliche Zeichen eines Männlichkeitskults, dessen extremster Ausdruck auch in Deutschland das Duell

war. In der von der Offizierskaste geprägten Männergesellschaft gab es eine wichtige Unterscheidung gegenüber der französischen Duellkultur. Nur Offiziere und Universitätsabsolventen – und, in vielen Fällen, keine Juden – wurden als »satisfaktionsfähig« angesehen, das heißt, als würdig, ihre Ehre mit der Waffe zu verteidigen.

Das äußerliche Zeichen der männlichen Ehre war, abgesehen von den verschiedenen und verschieden stark wuchernden Barttrachten, die Uniform, die aus dem deutschen öffentlichen Leben nicht wegzudenken war. Offiziere und Soldaten erschienen auch außer Dienst auf den Straßen in des Kaisers Rock, Beamte hatten Uniformen für feierliche Anlässe, Geschäftsleute und sogar Universitätslehrer kleideten sich manchmal in ihrer Uniform als Offizier der Reserve, überall gab es Polizisten mit ihren prächtigen, auf Hochglanz polierten und von ausländischen Karikaturisten geliebten Pickelhauben, Mitglieder der Regierung trugen Uniform, und der Kaiser selbst hatte eine große Leidenschaft für reichverzierte Militärkleidung, inklusive Orden, Säbel, Küras und Adlerhelm, und keine Reise schien ihm zu lang, wenn sie ihm Gelegenheit bot, seine Admiralsuniform oder eine der Offiziersmonturen der vielen ausländischen Regimenter zu tragen, deren Ehrenmitglied er war. Nur in England erschien er in der Öffentlichkeit in Zivil. Seine eigenen Untertanen kannten ihn nur mit Helm und Brustpanzer oder schlichter im blauen Tuch seines Garderegiments, immer mit der rechten Schulter zum Betrachter, den verkrüppelten linken Arm diskret in der Tasche oder auf dem Korb seines Säbels drapiert.

Wie weit der Respekt für Uniformen gehen konnte, zeigte sich am 16. Oktober 1906 in der Nähe von Berlin, als ein Hauptmann einigen Soldaten, die auf dem Weg zu ihrer Kaserne waren, befahl, ihm zu folgen. Zusammen mit seinen Männern bestieg er einen Zug und marschierte dann zum Rathaus der kleinen Stadt Köpenick, nahm den Bürgermeister fest und schickte ihn unter Bewachung in die Hauptstadt, beschlagnahmte die Kasse der Stadtverwaltung, schrieb eine Quittung aus, befahl seinen Soldaten, ihren Posten nicht zu verlassen – und ward nicht mehr gesehen. Als der Schuldige, ein Arbeitsloser namens Wilhelm Voigt, sechs Wochen später verhaftet wurde, stellte sich heraus, daß er nie in seinem Leben Offizier gewesen war. Er hatte für eine Vielzahl kleiner Delikte 29 Jahre in verschiedenen Gefängnissen verbracht und hatte sich die Uniform eines Hauptmanns des 1. Garderegiments zu Fuß bei verschiedenen Trödlern zusammengekauft. Sobald er Epauletten trug, war der kleine Gauner zum Halbgott geworden. Der glücklose Bürgermeister von Köpenick war sofort

aufgesprungen und mit starrem Blick, die Finger an der Hosennaht, vor dem vermeintlichen Offizier gestanden, bereit, jeden Befehl zu befolgen. Als Voigt den diensthabenden Polizisten an der Tür des Rathauses schlafend vorgefunden hatte, hatte er ihn im schnarrenden Ton eines echten Offiziers gerügt, so daß der arme Mann zitternd gelobt hatte, in Zukunft seinen Dienst besser zu versehen. Die Soldaten selbst waren dem unbekanntem Hauptmann gefolgt, ohne mit der Wimper zu zucken. Voigt selbst hatte seine Vorstellung offensichtlich genossen. Nachdem er 4000 Reichsmark erbeutet und seinen »Gefangenen« nach Berlin expediert hatte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, selbst dorthin zu fahren und von einem Café auf der anderen Straßenseite aus zu beobachten, wie der Bürgermeister mit seiner bewaffneten Eskorte auf dem zuständigen Polizeirevier ankam und bald darauf allgemeine Verwirrung ausbrach.

Voigt wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, aber schon bald vom Kaiser persönlich begnadigt, der sich köstlich über den Vorfall amüsierte. Der Hauptmann von Köpenick wurde zu einem Medienstar. Schon bald erschien eine Biographie, Postkarten wurden gedruckt, und nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis verdiente der ehemalige Betrüger seinen Lebensunterhalt, indem er auf Jahrmärkten und in Kneipen auftrat, seine Geschichte erzählte und Photos signierte. Seine Auftritte führten ihn bis nach Wien und Budapest, und sogar in London konnte man bei Madame Tussauds eine Wachfigur des Hauptmanns in seiner berühmten Uniform bewundern.

Wilhelm der Plötzliche

Kaiser Wilhelm II., von seinem erschöpften Hofstaat »Wilhelm der Plötzliche« genannt, war die selbsternannte Inkarnation der deutschen kriegerischen Männlichkeit. Seine Vorliebe für große Gesten und inflationäre Rhetorik brachte seine Berater zur Verzweiflung, vor allem, weil er keine Gelegenheit ausließ, öffentlich improvisierte Reden zu halten. Wilhelms Biograph Christopher Clark hat ausgerechnet, daß der Kaiser allein zwischen 1897 und 1902 233 Ansprachen in 123 deutschen Städten hielt,¹⁹ wobei er die Angewohnheit hatte, den sicheren, vom Kabinett für ihn vorbereiteten Text zu ignorieren und statt dessen völlig unkontrolliert und mit großem Enthusiasmus zu sprechen. Reichskanzler von Bülow verbrachte einen guten Teil seiner Zeit damit, die hypertrophen Phrasen aus den

zur Veröffentlichung freizugebenden Reden seines obersten Dienstherrn durch neutralere Formulierungen zu ersetzen, eine Tätigkeit, die ihm von Wilhelm regelmäßig den Vorwurf einbrachte, er habe wieder einmal die »besten Stücke« ausgelassen.

Diese besten Stücke kamen direkt aus dem Herzen des Kaisers und sagten mehr über seine persönliche Tagesstimmung aus als über die Prioritäten seiner Regierung. Die wohl berüchtigtste dieser Reden hielt Wilhelm vor Soldaten, die 1900 zur Niederschlagung des Boxeraufstands nach China eingeschifft wurden und denen er einschärfte, sich die Hunnen als historisches Vorbild zu nehmen: »Kommt ihr vor den Feind, so wird er geschlagen, Pardon wird nicht gegeben; Gefangene nicht gemacht. Wer euch in die Hände fällt, sei in eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.«²⁰ Bülow war entsetzt und gab eine wesentlich abgeschwächtere Version an die Presse.

Der Kaiser sprach nicht für seine Regierung, die sich jedesmal in der peinlichen Situation sah, zu reparieren, was er zerschlagen hatte. Der wohl kritischste Moment kam 1908, und es ist bezeichnend, daß es dabei um Großbritannien ging. Wilhelm, der eine tiefe Bewunderung für das Landleben des englischen Gentleman hegte, hatte einige Wochen in Highcliffe Castle verbracht, einem historischen Landsitz, den er von dessen Eigentümer Colonel Edward James Montague Stuart-Wortley gemietet hatte. Glücklicherweise in seiner neuen Rolle, hatte der Monarch seinem Gastgeber an langen Abenden beim Kaminfeuer großzügig Einblick in sein Denken gegeben, und der umtriebige Colonel hatte aus diesen Monologen ein *fiktives* Interview zusammengestellt, das er an den *Daily Telegraph* verkaufte.

Die beleidigende Plumpheit der kaiserlichen Bemerkungen traf die deutsch-britischen Beziehungen wie eine Bombe: »Ihr Engländer seid verrückt, absolut verrückt ... ewig mißverstanden zu werden, meine wiederholten Freundschaftsangebote abgewägt und mit eifersüchtigen, mißtrauischen Augen untersucht zu sehen strapaziert meine Geduld auf schwerste. Ich habe ein ums andere Mal gesagt daß ich ein Freund Englands bin, und eure Presse – zumindest ein großer Teil davon – forderte das englische Volk auf, meine ausgestreckte Hand abzulehnen, und impliziert,

daß sie einen Dolch hält. Wie kann ich eine Nation gegen ihren Willen überzeugen?«²¹

Nicht nur die Opposition kochte diesmal vor Wut. Die konservative Hofdame Baronin Spitzemberg notierte in ihrem Tagebuch, die Bemerkungen Ihrer Majestät seien »das Beschämendste, Kläglichste, Indiskreteste und Bedenklichste, was der Kaiser bisher geleistet ... der Kaiser ruiniert unsere politische Stellung und macht uns zum Gespött der Welt, und sein Sohn läßt sich eine neue Art von Manschettenknöpfen patentieren!! Man faßt sich an den Kopf, ungewiß, ob man nicht in einem Narrenhause ist.«²² Auch die öffentlichen Reaktionen waren kaum schmeichelhafter, besonders unter den gewählten Politikern, die mit ansehen mußten, wie ihre Arbeit wieder einmal von ihrem unkontrollierbaren Herrscher durchkreuzt wurde. Ernst Bassermann, ein nationalliberaler Abgeordneter, stand im Reichstag auf, um seinem Gefühl des »bodenlosen Erstaunens und der tiefen Trauer« Ausdruck zu verleihen. Der Sozialdemokrat Paul Singer sprach von »sehr berechtigtem Zorn und einer berechtigten Entrüstung und ... tiefen Beschämung im deutschen Volke«, und sogar der erzkonservative Preuße Ernst von Heydebrandt und der Lasa donnerte, daß sich in Kreisen, in denen die Autorität des Kaisers und des Reiches bis dahin nie in Frage gestellt worden sei, seit Jahren Sorge und Wut angesammelt hätten.²³

»Ich wollte, ich könnte ihm bei allen Gelegenheiten, bei denen er öffentlich sprechen will, ein Schloß vor den Mund hängen«,²⁴ hatte die verärgerte Mutter des Kaisers schon 1892 ausgerufen, aber auch sie war nicht imstande, der schwadronierenden Großtuerei ihres Sohnes Einhalt zu gebieten. Der einzige Mensch, dem dies von Zeit zu Zeit gelang, war Graf, später Fürst, Philipp zu Eulenburg (1847–1921).

Von Wilhelm bewundert und in den Fürstenstand erhoben, wurde Eulenburg in Regierungskreisen sarkastisch als »Botschafter der deutschen Regierung beim Kaiser« bezeichnet. Der Kaiser liebte ihn hingebungsvoll. »Wenn er unser Potsdamer Heim betrat«, meinte er, »war es stets, als flüte Sonnenschein in den Alltag.« Der Fürst selbst war klug genug, seinen außerordentlichen Einfluß zu wahren, indem er sich niemals in den inneren Kreis der politischen Macht ziehen ließ. Er hatte sich mehrmals höflich, aber entschieden und mit einiger Selbstironie geweigert, ein Regierungsamt zu übernehmen: »Ich armes Huhn, zum Adler zurechtgemacht! Ich höre mich gackern, statt die Krallen einzuschlagen und sehe mich ein

Ei legen, statt majestätisch mit flammenden Blicken auf dem Giebel der Wilhelmstraße 76 [Adresse des Außenministeriums] zu sitzen! Davon darf keine Rede sein!«²⁵

Für den Kaiser war der zwölf Jahre ältere Fürst »Phili« Eulenburg, den er auf einem Jagdausflug 1886 getroffen hatte, ein Mensch, der nicht, wie die unterwürfigen Beamten in Berlin es taten, seine Zeit damit verbrachte, ihm zu sagen, welche Gesetze nicht durch den Reichstag kommen würden und welche Programme nicht vom Staat zu bezahlen waren, sondern der ihm mit moralischem Vorbild zur Seite stand und ihm erlaubte, ein anderer Mensch zu sein. Eulenburgs Landgut in Liebenberg erlebte der Monarch als eine Art Paradies. Hier verflogen die Tage in unkomplizierter Kameradschaft und die Abende im Kreis von Freunden, die sich um das Klavier versammelten und zuhörten, wie der Fürst eigene Kompositionen spielte (seine *Rosenlieder* hatten sich 500 000mal verkauft), wobei der Kaiser ihm oft mit dem Eifer eines Schuljungen selbst die Noten umblätterte.

Dies war in jeder Hinsicht das Gegenteil der streng reglementierten Existenz am Hof und seiner militärischen Erziehung. In Liebenberg konnte sich der Kaiser entspannen, konnte mit dem kultivierten Grafen Kuno von Moltke über Kunst sprechen oder Eulenburgs berühmten Anekdoten lauschen. Ab und an durften Frau und Kinder des Fürsten zur Runde stoßen, dann sangen die Töchter die Lieder ihres Vaters, bis es wieder an der Zeit war, sich in die Männerrunde zurückzuziehen.

Wilhelm war von der Atmosphäre in Liebenberg ebenso begeistert wie von seinem Gastgeber, den er seinem ehemaligen Erzieher Hintzpetter gegenüber als seinen »Busenfreund«²⁶ bezeichnete, und auch der ältere Mann scheint über seine persönliche Beziehung zu dem damaligen verwirrten und impulsiven Kronprinzen wirklich begeistert gewesen zu sein. Mitglieder des Hofstaates sprachen hinter vorgehaltener Hand über die Unangemessenheit dieser Verbindung, und auch Außenseiter wunderten sich darüber. Als der ehemalige russische Außenminister Sergei Witte 1905 von seinen Friedensverhandlungen in New York nach St. Petersburg zurückkreiste, nutzte er die Gelegenheit, den Kaiser auf seinem Landgut in Rominten zu besuchen. Überrascht stellte er fest, daß Fürst Eulenburg ihn vom Zug abholte. Über die abendliche Unterhaltung beim Kaminfeuer schreibt Witte: »Der Kaiser lachte am meisten, und mich wunderte sein Verhältnis zum Grafen Eulenburg. Der Kaiser saß auf der Lehne des Stuhls, auf dem Eulenburg saß. Seine rechte Hand lag auf der Schulter des Grafen, als umarme er ihn.«²⁷

Wilhelm bewunderte seinen älteren Freund so sehr, daß er ihm mehr Respekt bezeugte als irgend einem anderen. Der König von Bulgarien war einmal »weiß vor Haß« aus Berlin abgereist, nachdem ihm der Kaiser öffentlich scherzend auf den Hintern geschlagen hatte, und auf seinen Kreuzfahrten durch die Ostsee amüsierte sich der Kaiser oft damit, alle Gäste zur Morgengymnastik an Deck zu versammeln und dann, im richtigen Moment, einem der würdigen Generäle, der gerade auf Händen und Knien keuchte, einen kräftigen Tritt in das angehobene Hinterteil zu versetzen. Mit Eulenburg erlaubte er sich nichts dergleichen. »Der Kaiser hat mich niemals angerührt«, sagte der Fürst schlicht, »er wußte, daß ich mir das nicht hätte gefallen lassen.«²⁸

Neidische Beobachter bei Hofe sahen den Liebenberg-Kreis als einen Staat im Staat, eine kleine, undurchdringliche Gruppe von Freunden, die einen überproportionalen Einfluß auf die Politik des Kaisers ausübte. Eulenburg war sich seiner Position bewußt und bemühte sich, auch in seiner umfangreichen Korrespondenz mit dem Kaiser den freundschaftlichen und persönlichen Ton zu wahren.

War Eulenburgs Einfluß auf den Kaiser hauptsächlich moderierend und positiv, so kam es doch auch vor, daß er seine Macht ausnutzte, um seine eigenen Interessen voranzutreiben und Schützlingen Positionen im Staatsdienst zu verschaffen. Bei einer Gelegenheit bat Friedrich von Holstein, die graue Eminenz im Außenministerium und lange ein Verbündeter des Fürsten, Eulenburg möge den russischen Botschafter in Bayern bitten, den Zaren aufzufordern, seinem kaiserlichen Cousin gegenüber eine Vorliebe für einen bestimmten Diplomaten als Botschafter in St. Petersburg zu äußern. Als der Wunsch des Zaren Berlin erreichte, war Eulenburg zur Stelle, um Wilhelm zu raten, daß es eine schwere Beleidigung sei, dem persönlichen Wunsch des Zaren nicht zu entsprechen.

Obwohl Eulenburg lange Zeit erfolgreich hinter den Kulissen blieb, formte sich doch bei Hofe eine Fraktion, die seinen Einfluß auf den Kaiser brechen wollte. Die Kampagne gegen den Fürsten begann mit privatem Klatsch. Bald jedoch entwickelte sie eine Eigendynamik und wurde zu einem der großen Skandale in der Geschichte des Deutschen Kaiserreichs.

Philis Fall

Der Auslöser für diese Kette von Ereignissen war ein Rücktrittsbrief, dessen Verfasser angenommen hatte, er würde als Warnung interpretiert werden. Friedrich von Holstein (1837–1909), Erster Rat im Außenministerium in der Wilhelmstraße in Berlin, hatte den Spitznamen »Ungeheuer im Labyrinth« und war seit Jahren persönlich verantwortlich für einen Großteil der deutschen Außenpolitik, die er von seinem unscheinbaren, holzgetäfelten Büro aus lenkte. Wie Eulenburg betrachtete auch er das Rampenlicht der Öffentlichkeit mit großem Mißtrauen und hatte Beförderungen wiederholt mit dem Argument ausgeschlagen, die aus einer höheren Position resultierenden gesellschaftlichen Verpflichtungen würden ihn nur von der Arbeit abhalten. Holstein zog es vor, unbekannt zu bleiben, betrat das Ministerium durch eine Seitentür, arbeitete jeden Wochentag zwölf Stunden in seinem Büro, umgeben von stummen Boten, die hereinkamen, sich verbeugten, Dokumente auf seinen Schreibtisch legten und ohne ein Wort wieder verschwanden. Einladungen nahm er nicht an, und er aß allein in einem Zimmer, das im nahen Restaurant Borchardt für ihn reserviert war. Kanzler und Außenminister wechselten, aber Holstein blieb im Hintergrund und gab die Zügel der Macht nicht aus den Händen.

Bei aller Hingabe und Kompetenz war Holstein dafür bekannt, leicht beleidigt zu sein und auch das kleinste Zeichen von fehlendem Respekt nur schwer zu verzeihen. Wenn etwas nicht nach seinem Sinn ging, drohte er damit, zurückzutreten. Seine Empfindlichkeit und seine Allüren wurden von seinen Dienstherrn toleriert, wie auch Eulenburg wußte: »Holsteins große Gaben wurden als unverzichtbar angesehen. Niemand konnte sein Verständnis für komplexe Fragen von internationaler Wichtigkeit ersetzen... im Interesse des Kaisers und der Regierung mußte man ihn bei Stimmung halten, wie man einen schlecht gelaunten, unverlässlichen, schon gefährlichen Jagdhund um seiner guten Nase willen bei Stimmung hält.«²⁹

1906 schien es dem neuen Außenminister Heinrich von Tschirschky, daß ein unkontrollierbarer, niemandem Rechenschaft schuldiger Faktor in seinem Ministerium nicht länger zu dulden sei. Es war Holstein gewesen, der das Land im Jahr zuvor mit seiner harten Haltung gegenüber den Franzosen in Marokko, das nicht einmal eine deutsche Kolonie war, beinahe in einen unnötigen und unvorteilhaften Krieg gestürzt hatte. Tschirschky be-

schloß, das Ungeheuer an die Leine zu legen. Innerhalb kurzer Zeit landete der warnende Rücktrittsbrief auf seinem Schreibtisch. Diesmal aber hatte Holstein die Situation verkannt. Reichskanzler Bülow, sein langjähriger Verbündeter, leitete den Brief an den Kaiser weiter, mit der Empfehlung, das Rücktrittsgesuch anzunehmen. Nach Jahrzehnten im Staatsdienst war Holstein plötzlich stellungslos und außer sich vor Wut.

Holstein war überzeugt, daß die Intrige gegen ihn von höchster Stelle gekommen sein mußte. An dem Tag, an dem der Kaiser das Rücktrittsgesuch angenommen hatte, war Fürst Eulenburg bei ihm zu Gast gewesen. Von Wut geblendet und unfähig, die Situation richtig zu deuten, beschloß Holstein, daß es Eulenburgs Einfluß gewesen sein mußte, der ihn zerstört hatte. Eulenburg hatte gegen ihn gearbeitet, jetzt würde er Eulenburg zerstören.

Wie später Edgar J. Hoover in den Vereinigten Staaten hatte auch Holstein Geheimakten über das Privatleben einflußreicher Persönlichkeiten geführt. Er wußte, was zu tun war. Es war ein offenes Geheimnis, daß Eulenburg, Vater von acht Kindern aus einer ihm verhaßten Ehe, sich nicht wirklich für Frauen interessierte und daß hinter der Kameradschaft von Liebenberg ein Verbrechen stand, das im Strafgesetzbuch unter den berühmtesten Paragraphen 175 fiel. In einem perfiden Brief schrieb Holstein an seinen früheren Freund:

Mein Phil! Dieser Anruf ist kein Zeichen von Hochschätzung, denn »Philik« bedeutet unter den Zeitgenossen nichts Gutes. Ihr langjähriges Ziel, meine Beseitigung, ist nun erreicht. Auch sollen die gemeinen Angriffe gegen mich gerade Ihren Wünschen entsprechen. Jede Sache hat ihre zwei Seiten. Ich bin jetzt frei, brauche mir keinen Zwang aufzuerlegen und kann Sie so behandeln, wie man einen verächtlichen Menschen mit Ihren Eigentümlichkeiten behandelt. Das tue ich hiermit und gewärtige Weiteres. Tun Sie dagegen, was Ihnen Spaß macht oder geeignet erscheint. Jeder kann dann seinen Standpunkt vertreten.

Mit voller Aufrichtigkeit
Holstein

Auch der sanftmütige und sonst so unmilitärische Philipp zu Eulenburg konnte aus diesem Brief nur eine Konsequenz ziehen: Er forderte Holstein zu einem Pistolenduell, das geführt werden sollte, bis »Unfähigkeit oder

Tod« eintrete. Entsetzt über die Idee, daß zwei ältere Staatsmänner aus dem direkten Umfeld des Kaisers aufeinander schießen würden, warf sich Tschirschky in die Vermittlung zwischen beiden Seiten und schaffte es, Holstein eine Entschuldigung abzurufen. Als Holstein sich so der Möglichkeit beraubt sah, seinen Rivalen bei Morgengrauen zu erschießen, wählte er ein anderes Mittel, um den kaiserlichen Liebling in aller Öffentlichkeit bloßzustellen. Er brauchte nichts weiter zu tun, als dem Zeitungsherausgeber Maximilian Harden (1861–1927) vertrauliche Dokumente zuzuspielen. Der Journalist erledigte den Rest. In einer sorgfältig orchestrierten Kampagne griff er Eulenburg und den gesamten Liebenberg-Kreis an und beschuldigte sie, erst in Andeutungen und dann offen, homosexuell zu sein.

Hardens Interesse an der ganzen Geschichte war, von seinem eigenen, monumentalen Ego abgesehen, politischer Natur. Eulenburg und sein Einfluß auf den Kaiser waren emblematisch für den undemokratischen und personalisierten Regierungsstil, den Wilhelm liebte und den die parlamentarische Opposition verabscheute. Die direkte Verbindung des Kaisers zu Eulenburg und seinen Freunden gab Harden die Möglichkeit, der Öffentlichkeit zu beweisen, daß dunkle und »sittenlose« Mächte den Monarchen beeinflußten, ja sogar, daß das Deutsche Reich von einer dekadenten, perversen Clique moralisch in den Ruin getrieben wurde. Eulenburgs gesellschaftlicher Ruin war ein Preis, den Harden nur zu gerne zu zahlen bereit war.

Im Wilhelminischen Deutschland (und in anderen europäischen Ländern) reichte der bloße Verdacht der Homosexualität aus, um Leben und Karrieren zu zerstören. Nur wenige Jahre zuvor war der Bruder des österreichisch-ungarischen Kaisers Franz Joseph, Ludwig Viktor (Lutzi-Wutzi für seine Freunde), der im kleinen Kreis gerne in Frauenkleidern auftrat, nach einer Affäre mit einem Masseur ins Salzburger Exil verbannt worden, und 1902 hatte einer der reichsten und mächtigsten Männer Deutschlands, Friedrich Wilhelm Krupp, in seiner großartigen Villa Hügel in Essen Selbstmord begangen, nachdem öffentlich behauptet worden war, daß er in seinen Ferien auf der Mittelmeerinsel Capri nicht nur die Sonne, sondern auch die jüngeren Söhne der Inselbewohner anbetete.

Harden hatte keine wirklichen Beweise für Eulenburgs Homosexualität, aber Anspielungen konnten genauso verheerend sein wie Dokumente. Wie auch andere Deutschnationale war Harden überzeugt, daß es Eulenburgs Einfluß gewesen war, der den Kaiser bewogen hatte, 1905 gegen Holsteins

harte Linie bezüglich Marokko doch noch einzulenken, keinen Krieg zu riskieren, aber dafür eine Demütigung Deutschlands hinzunehmen. Diese »weiche« Linie inspirierte den Journalisten zu Gehässigkeiten. »Die träumten nicht von Weltbränden«, schrieb er am 13. April 1907, »haben's schon warm genug.« Kurz darauf gab er alle Zurückhaltung auf und schrieb offen über Eulenburgs »nicht gesunden *vita sexualis*«.³⁰

In Mai 1907 war der Kaiser, augenscheinlich kein großer Zeitungsleser, einer der wenigen Männer im Reich, der noch nichts von der Affäre gehört hatte, bis ihn der Kronprinz mit einem Exemplar von Hardens Zeitung *Die Zukunft* konfrontierte. Der Kaiser war entsetzt und handelte sofort, um sich von seinen Freunden zu distanzieren. Kuno von Moltke, der militärische Stadtkommandeur, wurde auf der Stelle entlassen, und Wilhelm schrieb umgehend an Eulenburg, mit der Aufforderung, entweder den Anschuldigungen energisch entgegenzutreten oder das Land zu verlassen, ohne weiteres Aufsehen zu erregen.

Eulenburg war tief verletzt über die »abscheuliche Roheit«, mit welcher der Kaiser eine Freundschaft, die zwei Jahrzehnte gedauert hatte, plötzlich aufkündigte. Sowohl er als auch von Moltke versuchten, ihren Namen vor Gericht reinzuwaschen, aber obwohl beide schließlich freigesprochen wurden, waren die Enthüllungen während der Prozesse selbst genug, um nicht nur ihre Reputation zu ruinieren, sondern auch einen Schatten auf die kaiserliche Entourage fallen zu lassen. Der Kaiser, so stellte sich heraus, wurde von Mitgliedern des Liebenberg-Kreises mit »Liebchen« betitelt, und während eine Prozession von Strichjungen an der Richterbank vorbeizog, um zu bezeugen, daß sie die in Frage stehenden Herren gekannt und mit ihnen »die Lumperei« gemacht hätten, sah ganz Deutschland mit angehaltenem Atem zu.

Eulenburgs Gesundheit hielt der Anspannung nicht stand. Er erlitt einen Herzinfarkt und wurde unter Bewachung in die Berliner Charité gebracht, wo der Richter die Zeugenbefragung an seinem Bett fortsetzte. Der Kaiser selbst streute Salz in seine Wunden, indem er seinen alten Freund aufforderte, den Schwarzen Adlerorden zurückzugeben, die höchste Auszeichnung des Reiches. Tiefverletzt retournierte der Fürst alle Dekorationen, die er jemals erhalten hatte. Wegen seines schlechten Gesundheitszustands wurde der letzte Prozeß gegen ihn auf unbestimmte Zeit vertagt. Eulenburg starb, verbittert und sozial völlig isoliert, 1921 auf seinem Landgut in Liebenberg. »Diese Dinge sind namenlos traurig, weil die soziale Vernichtung eine so absolute ist«, notierte die Baroneß Spit-

zemberg in ihrem Tagebuch. »Aber die Sitte und das sittliche Bewußtsein fordert einen Boykott, eine Verfehmung derartiger Sünder.«³¹

Sogar der Sieger der Affäre, Maximilian Harden, verspürte angesichts der völligen Zerstörung zweier ansonsten untadeliger Männer so etwas wie Gewissensbisse, und er war nicht der einzige. »Es fragt sich«, überlegte Harry Graf Kessler in seinem Tagebuch, »wie weit man berechtigt ist, ein Vorurteil, das man selber nicht teilt, zu benutzen, um einen politischen Gegner zu vernichten.«

Auch der Kaiser selbst wurde von seinem Verrat verfolgt. 1908 erschien General Graf Dietrich Hülsen-Haesler, dem es unter anderem oblag, das preußische Offizierskorps im Kielwasser der Eulenburg-Affäre von allen Anschuldigungen der Homosexualität zu reinigen, vor geladenen Gästen einer Jagdpartie in einem rosa Ballettkleid und gab eine Tanzdarbietung zum besten. Nach Abschluß seiner Vorführung verbeugte der General sich vor seinem enthusiastisch applaudierenden Publikum – und brach zusammen. Allgemeines Chaos brach aus. Die Gastgeberin, Fürstin Fürstenberg, begann hemmungslos zu weinen, und der aufgebrachte Kaiser stampfte auf und ab, während ein Arzt gerufen wurde, der allerdings nur noch den Tod durch Herzversagen feststellen konnte. Als die Anwesenden sich darauf besannen, was nun zu tun sei, hatte die Totenstarre bereits eingesetzt, und es stellte sich als beinahe unmöglich heraus, den ehemaligen Chef des Militärkabinetts aus seinem Ballettkleid zu schälen und ihm eine würdigere Uniform anzuziehen.

Die Angst der Männer

Viele der großen Skandale vor dem Ersten Weltkrieg kombinierten die Armee und die Homosexualität, die institutionalisierte Männlichkeit und die Furcht vor dem Gedanken, daß sich Männer wie Frauen penetrieren ließen: der Prozeß, den der extravagant homosexuelle Schriftsteller Oscar Wilde 1895 in London gegen den Box-Fanatiker und Offizier John Douglas, Marquess of Queensberry, eingeleitet hatte und der Wilde zwei Jahre Zuchthaus einbrachte; die Dreyfus-Affäre mit ihren antisemitischen und sexuellen Aspekten; die Causa Eulenburg und von Moltke; der Skandal um den homosexuellen Doppelagenten Oberst Alfred Redl in Wien, der Militärgeheimnisse an den russischen Geheimdienst verkauft hatte, um sich gleich mehrere Geliebte zu finanzieren, und der deswegen von sei-

nen österreichisch-ungarischen Kollegen 1913 in einem Hotelzimmer mit einer Pistole allein gelassen wurde, bis er endlich den »anständigen Ausweg« nahm; nicht zu vergessen die Rolle, die Roger Casements Homosexualität während seines Prozesses 1916 spielte.

Es ist nicht schwer, hinter dieser motivischen Konstellation eine spezifische Angst wahrzunehmen, nämlich nichts weniger als die Angst um die männliche Identität. Die Debatte über sinkende Geburtenraten und »schwache Männer« ist uns bereits begegnet. In späteren Kapiteln werden wir sehen, wie die Industrialisierung am Arbeitsplatz (und in zunehmendem Maße sogar in der Armee) traditionelle männliche Qualitäten wie Muskelkraft und Mut als veraltet erschienen ließ und wie gleichzeitig die sich wandelnde Rolle der Frauen in der Gesellschaft fundamentale Fragen der Geschlechterbeziehungen aufwarf. Mitgerissen von der rapiden Entwicklung der Industrie- und Konsumgesellschaft, waren Männer ihrer selbst und ihrer Männlichkeit unsicherer als je zuvor. Homosexualität, die als unmännlich und unnatürlich wahrgenommen wurde und so die Ängste vieler Männer symbolisierte, wurde auch deshalb zum Zeitphänomen.

In sämtlichen europäischen Ländern wurde Homosexualität noch immer als Verbrechen angesehen und entsprechend geahndet. Eine anonyme Anschuldigung genügte, um einen Mann sozial zu ruinieren und vielleicht ins Gefängnis zu bringen. Homosexuelle, die im öffentlichen Leben standen, wurden oft erpreßt. Sigmund Freud hatte darauf hingewiesen, daß strikte Konventionen, die sich gegen starke Leidenschaften wenden, nie ohne ein hohes Maß an Heuchelei und Verdrängung bestehen können. Während es also offiziell keine homosexuelle Kultur gab und bürgerliche Zeitungsleser in Berlin mit wohligen Schaudern über die unaussprechlichen Dinge lasen, die bei Hofe geschahen, so bestand doch unter ihren Augen eine florierende homosexuelle Szene, die der Sexualforscher und Psychiater Magnus Hirschfeld in seiner ausführlichen Reportage *Berlins drittes Geschlecht* (1904) beschrieb. In der Großstadt konnten Identitäten sich fernab jeder nachbarschaftlichen Kontrolle frei entfalten, schrieb Hirschfeld: »Wer gut unterrichtet ist, bemerkt auf den Straßen, in den Lokalen Berlins bald nicht nur Männer und Frauen im landläufigen Sinn, sondern auch vielfach Personen, die von diesen in ihrem Benehmen, oft sogar in ihrem Äußeren verschieden sind, sodaß man geradezu neben dem männlichen und weiblichen von einem Dritten Geschlecht gesprochen hat.«³²

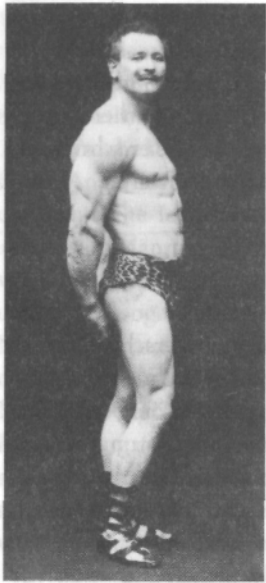
Hirschfeld beschrieb eine mehr oder weniger offen existierende urbane Parallelkultur mit Cafés, Lokalen, Bars, Biergärten, Fitneßclubs, Schwimm-

bädern und sogar Tanzabenden, die fast ausschließlich von, wie er sich ausdrückte, »Urningen« benutzt wurden: »Man hat Homosexuelle aus der Provinz, die sich zum ersten Male in solchen Lokalen aufhielten, in tiefer seelischer Erschütterung und weinen sehen«,³³ kommentierte er mit augenscheinlichem Mitgefühl für diese Menschen, die, wie er schrieb, ein Leben lang ihrer Rechte beraubt und gedemütigt worden waren.

Mothers belt auf See war für das Empire eine
die großen Kanonen eine unerschütterliche Kon
Wenn die Frauen sich Sandow der Große
waren die ersten die die Entdeckung

Männlichkeit drückte sich in verschiedenen Ländern unterschiedlich aus. Der deutsche Reichskanzler Bülow ließ es sich nicht nehmen, in voller Uniform an der Spitze seines alten Regiments, der 1. König-Wilhelm-Husaren, an seinem Kaiser vorbeizugaloppieren, eine Leistung, die mit seiner umgehenden Beförderung zum Generalmajor belohnt wurde. Der britische Historiker Robert K. Massie hat zu Recht angemerkt, daß es unmöglich wäre, sich britische Premierminister wie Salisbury, Balfour, Campbell-Bannerman oder Asquith in einer ähnlichen Situation vorzustellen. Großbritannien war ruhig, gemessen und vor allem zivil und betrachtete die militärischen Posen seiner Nachbarn mit einer Art herablassendem Erstaunen. Unter dem phlegmatischen Äußeren aber waren dieselben Ängste am Werk, wie ein Blick in jede Zeitung dieser Tage zeigt: Auf beiden Seiten des Ärmelkanals finden sich ähnliche Anzeigen für Tinkturen, die als Behandlungen für »männliche Erschöpfung« angepriesen werden, dieselben Pillen für »Manneskraft«, dieselben diskreten Herrenkorsette, um den Effekt des mittleren Alters zu kaschieren. In London oder Manchester allerdings steckte die Figur des Helden nicht in Uniformen, sondern in einer knappen Badehose aus Leopardenfell.

Die Badehose umspannte die extrem muskulösen Lenden von Eugene Sandow (1867–1925), der seine Karriere als starker Mann im Zirkus begonnen hatte und als Geschäftsmann und Fitneßprophet zum internationalen Phänomen wurde. Unter dem wesentlich weniger spektakulären Namen Friedrich Wilhelm Müller in Königsberg geboren, hatte Sandow es sich zum Ziel gemacht, einen perfekten Körper zu entwickeln. Mit seinen wohlgeformten Muskeln wurde er in seiner angelsächsischen Wahlheimat zum Star, der seinen Traumkörper vor ausverkauften Häusern von Chicago bis Invercargill in Neuseeland zur Schau stellte. Die Menge applaudierte ihrem Helden und verlangte Autogramme, und Frauen kamen zum Bühnenein-



Ein perfekter Mann:
Eugene Sandows Demonstrationen der Stärke
faszinierten ein großes Publikum.

gang und zahlten dort bis zu 300 Dollar, um einmal seine stählernen Muskeln berühren zu dürfen. Sandows Bücher mit Titeln wie *Sandow's System of Physical Training, Strength and How To Obtain It* und *Body-Building* waren Bestseller. »So viel Aufregung hat es in einem australischen Theater noch nie gegeben«, schrieb ein atemloser Reporter in Perth, »das Publikum war durch Sandows großartige Vorführung wie in Trance und rief ihn nicht weniger als fünfzehnmal zurück auf die Bühne.«³⁴

Für Sandow war es nicht genug, sich als lebende griechische Statue ablichten zu lassen und scheinbar unmöglich schwere Gewichte auf der Bühne zu heben. Er glaubte fest daran, daß es seine Mission war, das magere Los der Menschheit durch eine globale Kette von Fitneßstudios zu verbessern, und er wollte das Evangelium des schönen Männerkörpers auch in einem Magazin und einem Versandgeschäft mit Artikeln wie Sandow-Hanteln, Sandow-Zigarren und Übungsbüchern verbessern und damit auch anderen Männern dabei helfen, seine idealen Proportionen zu erreichen. Sein Erfolg war unglaublich. George V. und Sir Arthur Conan Doyle gehörten zu seinen Bewunderern, und das Finale seines großen Bodybuilding-Wettbewerbs lockte 1901 15 000 Zuschauer in die Royal Albert Hall in London.

Wenn die Armee in der britischen Öffentlichkeit weniger sichtbar war

als bei den europäischen Nachbarn, so lag das auch daran, daß sie kleiner und dauernd in den Kolonien im Einsatz war. Die Armee war respektiert, aber weit weg. Für seine eigentliche Verteidigung verließ sich das Inselreich auf seine Marine, und das Wettrüsten mit Schlachtschiffen der »Dreadnought«-Klasse war nicht nur eine militärische Angelegenheit, sondern auch eine Frage des britischen Selbstverständnisses. Die absolute Vorherrschaft auf See war für das Empire eine zwingende Notwendigkeit, die größten Kanonen eine unausweichliche Konsequenz.

Wenn die Briten auch auf ihre zurückhaltende und zivile Kultur stolz waren, so betrachteten sie die Entwicklungen in Europa doch mit Beunruhigung. Wer konnte garantieren, daß Großbritannien einer Invasion standhalten würde? Besaßen die Briten überhaupt noch die Standhaftigkeit, die moralische Kraft, um einen Feind auf heimischem Boden zu schlagen? War es nicht möglich, daß das Inselreich bereits von ausländischen Spionen unterwandert war? Immer auf der Suche nach einer sensationellen Geschichte, hatte die *Daily Mail* Ratschläge für ihre Leser parat: »Weigern Sie sich, von einem österreichischen oder deutschen Kellner bedient zu werden. Wenn Ihr Kellner behauptet, er sei ein Schweizer, verlangen Sie seinen Paß zu sehen.«³⁵

Ein spionierender Kellner, ein allzu neugieriger Friseur mit einem verdächtigen Akzent, ein Taxifahrer, der mehr zuhörte als redete – solche Figuren tauchten wieder und wieder in der zeitgenössischen Literatur auf. Die meisten Ausländer, warnte der englische Schriftsteller William Le Queux seine Landsleute,

waren Deutsche, die, nachdem sie in der Armee gedient hatten, nach England kamen und sich als Kellner, Angestellte, Bäcker, Friseure und persönliche Diener verdingten, und durch ihren Eid noch immer an ihr Vaterland gebunden, dem Land als Spione dienten. Jeder Mann, der dem kaiserlichen Ruf zu den Waffen folgte, hatte in seinem Mantelkragen einen Knopf von besonderer Form befestigt, der ihm vor langer Zeit gegeben worden war und der ihn sofort als treuen Untertanen des Kaisers auswies.³⁶

Wie die Strategie der britischen Marine, so wechselte auch die Paranoia der britischen Öffentlichkeit ihren Gegner. Während seit Wilhelm dem Eroberer und sicherlich seit Napoleon der traditionelle Feind vor der Küste Frankreich gewesen war, war es um 1900 Deutschland, das als Hauptbe-

drohung galt. Das Publikum wurde mit furchterregenden Zahlen in Atem gehalten. Lord Roberts, selbst ein Militärheld, spekulierte, daß rund 80 000 ausgebildete deutsche Soldaten in Großbritannien lebten, während der konservative Abgeordnete Sir John Barlow zu wissen behauptete, allein im Großraum London seien 66 000 deutsche Reservisten ansässig. Schriftsteller nutzten diese Angst. In seinem enorm erfolgreichen Roman *The Riddle of the Sands* (*Das Rätsel der Sandbank*, 1903) schilderte Erskine Childers, wie zwei junge Engländer zufällig einen geheimen Invasionsplan des Kaisers aufdecken. Einer der beiden jungen Männer brachte seine Bewunderung für die Deutschen zum Ausdruck:

Ich wußte etwas über Deutschland ... Er lauschte immer wie gebannt, wenn ich beschrieb, wie dieses Land in der vergangenen Generation unter der Stärke und Klugheit seiner Herrscher wunderbar erwacht war; wenn ich von seinem patriotischen Eifer erzählte, von seiner überschäumenden industriellen Tätigkeit und von der stärksten aller Kräfte, die das moderne Europa gestalten, seinem Traum von einem Kolonialreich, das seine Landmacht in eine Seemacht verwandeln würde. Unbezwingbar auf der Grundlage reicher Bodenschätze, an die wir nicht gelangen können; der dunkle Trieb seines Volkes, der vom Genie seiner Herrscherhäuser nicht nur geleitet wird, sondern dem sie auch zuvorkommen; unser großer Handelsrivale der Gegenwart und künftiger Rivale auf See; als zunehmend erstarkendes Land in Zukunft, ein immer bedrohlicher Faktor für das zarte Geflecht unseres Empire, ... strahlenförmig geht es von einer Insel aus, deren Handel ihr Leben ist und deren tägliches Brot von der Freiheit der Meere abhängt.³⁷

In dem Roman wird den zwei Helden schließlich bewußt, daß die unerklärlichen Bewegungen, die sie an der deutschen Küste beobachten, eine enorme Gefahr für ihr Heimatland darstellen: »Ja, endlich begriff ich. Ich war Zeuge einer Probe für ein größeres Schauspiel, das vielleicht in naher Zukunft inszeniert werden sollte – ein Schauspiel, in dem eine Vielzahl seetüchtiger Leichter, voll beladen mit Soldaten und nicht nur halb mit Kohle gleichzeitig in sieben geordneten Flotten aus sieben seichten Fahrrinnen hervorkommt und unter dem Geleitschutz der Kaiserlichen Marine die Nordsee überquert und sich auf die Küsten Englands wirft.« Das Problem, sagt der Held des Romans, sei, daß die Engländer zu Weichlingen geworden sind: »Wir sind so lange sicher gewesen und reich

geworden, daß wir vergessen haben, wem wir es zu danken haben. Aber es gibt keine Entschuldigung für diese Dummköpfe von Staatsmännern, wie sie sich nennen, die dafür bezahlt werden, daß sie die Dinge sehen wie sie sind. ... Mein Gott, wir brauchen einen Mann wie diesen Kaiser, der nicht darauf wartet, daß man ihn tritt, sondern der wie ein Pferd für sein Land arbeitet und vorausschaut ... Und wir sind auf Deutschland nicht vorbereitet.«³⁸

Andere Autoren schlugen in dieselbe Kerbe, und der Pressebaron Lord Northcliffe fand das Thema wichtig genug, um seine *Daily Mail* William Le Queux' Schauerroman *The Invasion of 1910* als Fortsetzungsgeschichte abdrucken zu lassen. Die deutschen Horden, die in diesem Roman die Britischen Inseln überrannten, kamen direkt aus der berühmten Hunnenrede des Kaisers und brandschatzten, vergewaltigten und mordeten auf ihrem Weg in die Hauptstadt, die sie vorübergehend einnahmen, bevor eine Flutwelle britischer Entrüstung und verzweifelter Courage die Bedrohung wieder zurückschlug. Um für das Propagandamachwerk zu werben, gingen Männer mit Plakaten in preußischen Uniformen und mit Pickelhauben auf der Oxford Street auf und ab. Über eine Million Exemplare wurden verkauft, auch wenn der Autor zu seinem Entsetzen feststellen mußte, daß in der deutschen Übersetzung der Kaiser über das Inselreich triumphierte, auf das er so lange eifersüchtig gewesen war.

Es ist einer der charmantesten Züge der Briten, daß sie sich standhaft weigern, irgend etwas zu ernst zu nehmen, auch und besonders ihre eigenen nationalen Symbole; eine ihrer größten Schwächen ist es, daß sie auch die subtilsten Klassenunterschiede mit ebensoviel Ehrfurcht betrachten wie die Deutschen die Schulterklappen einer Uniform. Das britische Publikum lernte diese Lektion mit einer Mischung aus Schmerz und Erheiterung 1910, als der Kommandierende Admiral der »Dreadnought« mit großem Pomp eine abessinische Delegation bei sich an Bord empfing.

Der hohe Besuch war ihm kurz zuvor per Telegramm angekündigt worden, und die Navy hatte vom roten Teppich über die Militärkapelle bis zur Mannschaft in Habtachtstellung alles aufgeboten, was das Protokoll verlangte, wenn auch die Fahne, die neben der britischen flatterte, die Farben Sansibars trug, da eine abessinische in so kurzer Zeit nicht aufzutreiben gewesen war. Die Delegation gab sich von solchen Details unbeeindruckt, und während ein Übersetzer dem Ehrengast die Erklärungen seiner Gastgeber ins Ohr flüsterte, zeigten sich die Afrikaner kindlich erstaunt über

das elektrische Licht, baten um Gebetsteppiche und vergaben militärische Ehrenzeichen ihres Landes an die britischen Offiziere.

Es dauerte einige Wochen, bis die Besucher durch einen sensationellen Artikel inklusive Gruppenphoto im *Daily Mirror* identifiziert wurden. Hinter den abessinischen Aristokraten verbarg sich eine Gruppe englischer Freunde in Theaterschminke und falschen Bärten. Eine der bärtigen Figuren war die junge Virginia Stephen, die nach ihrer Heirat mit Leonard Woolf als Virginia Woolf bekannt werden sollte. Während ihres Besuchs hatten sie sich in einer Sprache unterhalten, die aus einigen noch im Zug memorierten Worten Suaheli und aus Schultagen behaltene lateinischen Fragmenten aus Vergils *Aeneis* bestand. Die Briten, die mit einiger Häme kommentiert hatten, daß es einen Hauptmann von Köpenick nur in Deutschland hätte geben können, nahmen die ganze Sache mit Humor.

Manneskraft und Muskeljuden

Die Verehrung der Manneskraft konnte seltsame Blüten treiben. Eine von ihnen war die glühende Beschwörung des Ideals des »Muskeljuden« von seiten des jüdischen Arztes und Zionisten Max Nordau, dem wir bereits als Autor des verworrenen, aber enorm erfolgreichen Buches *Entartung* begegnet sind und der zu einem der Hauptkritiker der verweichlichenden Einflüsse des modernen Lebens geworden war. Die Bedrohung der Zivilisation sei ernst, schrieb Nordau, ihr Grund sei »die praktische Lossagung von der überlieferten Zucht, die theoretisch noch zu Kraft besteht. Dem Wüstling bedeutet das zügellose Unflätigkeit, die Entfesselung der Bestie im Menschen; dem trockenen Selbstling die Verachtung aller Rücksicht auf die Nebenmenschen, das Niedertreten aller Schranken, welche rohe Geldgier und Genußsucht einschließen; ... dem Gläubigen die Abschüttelung des Dogmas, die Leugnung der übersinnlichen Welt ...; allen aber das Ende der Weltordnung, die Jahrtausende lang die Logik befriedigt, die Ruchlosigkeit gebändigt und in allen Künsten Schönes gezeitigt hat.«³⁹

Nordau verlor seine Beherrschung völlig, wenn es darum ging, die Exzesse der neuen, schnellen Maschinen zu kritisieren oder die von ihm konstatierte »Entartung« der Kunst aufs Korn zu nehmen. Die großen Dichter seiner Generation mähte er gnadenlos nieder: Maeterlinck – »blödsinnig unzusammenhängend«, Verlaine – »ein sittenloser Vagabund«, Walt Whitman – »ein Landstreicher, ein verworfener Wüstling«, Baudelaire – »aus

Geilheit und Grausamkeit zusammengesetzter Sadismus ... körperlich krank und schwach, sittlich ein abgefemter Schurke«, Ibsen, Zola – alle »entartet«.

Der Kampf um die Zukunft würde ein Kampf zwischen Gesunden und »Entarteten« sein. Für erstere boten sich wunderbare Perspektiven:

Die Entarteten müssen also erliegen, denn sie können sich weder den Bedingungen der Natur und Gesittung anpassen noch sich im Kampf ums Dasein gegen die Gesunden behaupten. Die Gesunden aber ... werden sich rasch und leicht den Verhältnissen anbefreunden, welche die neuen Erfindungen der Menschheit geschaffen haben. Die organisch entscheidenden Unzulänglichkeiten bei dem Geschlechte, das von diesen Erfindungen überrumpelt worden ist, fallen aus, sie werden hysterisch und neurasthenisch, zeugen Entartete und in diesen endet ihr Stamm ... Das Ende des zwanzigsten Jahrhunderts wird also wahrscheinlich ein Geschlecht sehen, dem es nicht schaden wird, täglich ein Dutzend Geviertmeter Zeitungen zu lesen, beständig am Fernsprecher angerufen zu werden, an alle fünf Weltteile gleichzeitig zu denken, halb im Bahnwagen oder Flugnachen zu wohnen ...⁴⁰

Diejenigen aber, die nicht zu den »gesunden und sittlichen Menschen« gezählt werden konnten, erwartete ein gewaltsames Ende. Als Arzt wußte Nordau, daß Parasiten ausgerottet werden mußten, und er hatte keinerlei Skrupel, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse auf die menschliche Gesellschaft anzuwenden, zumal er beteuerte, die wirklich »Entarteten« stünden evolutionär auf der Stufe eines »vormenschlichen Tieres«. Wer aber die falsche Seite wählte, wer »mit Nietzsche für das frei schweifende, lüsterne Raubtier schwärmt, dem rufen wir zu: Hinaus aus der Gesittung! Schweife fern von uns! ... Für das lüsterne Raubtier ist bei uns kein Platz und wenn du dich unter uns wagst, so schlagen wir dich unbarmherzig mit Knüppeln tot!«⁴¹

In Nordaus Fall war diese Rhetorik der Gewalt wenig mehr als Pose. Nordau, der sich von der Religion seiner Väter losgesagt hatte, hatte in Budapest als Maximilian Südfeld das Licht der Welt erblickt. Sein Vater war Rabbiner. Mit der Ausrichtung seines Lebens hatte sich auch die Richtung seines Namens geändert, und aus Südfeld wurde Nord-Au: Doktor Max Nordau, ein Publizist und Arzt, der in Paris praktizierte, kulturkritische Bücher verfaßte und sich für den Zionismus engagierte, war geboren.

In Paris hatte Nordau den Auslandskorrespondenten Theodor Herzl getroffen, und beide Männer waren tief verstört von der Welle des Antisemitismus, die sich mit dem Fall Dreyfus über die französische Gesellschaft ergoß. Nordau wurde zu einem enthusiastischen Unterstützer von Herzls Ideen, auch wenn seine eigene Konzeption einer jüdischen Renaissance viel weiter ging als die seines pragmatischen Freundes. Um die Zukunft des eigenen Volkes zu garantieren, müsse sich das neue Judentum der »Entartung« der westlichen Werte entgegenstellen und zu einer Rasse von Helden mit »klaren Köpfen, soliden Bäuchen und harten Muskeln« werden.

Im Kontext der jüdischen Emanzipation und ihrer Ängste stieß Nordaus kulturelle Diagnose auf große Resonanz. Viele jüdische Bürger wollten nichts mehr, als sich zu emanzipieren von den antisemitischen Stereotypen des bleichen und schwächlichen Ghattobewohners, dessen Augen vom Tal- mudstudium gerötet sind, dessen Gliedmaßen dünnen Zweigen gleichen, dessen Blut matt und leblos ist und der aus seiner würdelosen Armut zum kapitalistischen Ausbeuter ehrlicher Arbeit geworden ist. Judenhasser wie Richard Wagners Schwiegersohn, der Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain (1855–1927), hatten diese Botschaft verbreitet, und Nordau akzeptierte die Diagnose.

Für Nordau war der Zionismus nicht nur eine politische Notwendigkeit, er war der Ruf zur spirituellen Wiedergeburt, und viele seiner Leser stimmten zu, daß Juden erst wirklich frei werden könnten, wenn sie nicht nur ihr eigenes Land beherrschen würden, sondern auch ihre eigenen, gesunden, insbesondere aber männlichen Körper. Eine ganze Reihe von jüdischen Sportclubs wurden um die Jahrhundertwende gegründet, und ihre Namen erinnerten an Helden aus der jüdischen Geschichte: Bar Kochba (1898) und die Maccabi Union jüdischer Sportclubs (1902) in Berlin, Hakoah (»die Kraft«) in Wien (1909) und Dutzende mehr in ganz Europa. Die Bewegung hatte ihre eigenen Zeitschriften, ihre eigenen Meisterschaften und ihre eigenen Idole. Sogar der Universal-Muskelmann Eugene Sandow konnte das Phänomen nicht ignorieren und publizierte einen Artikel über jüdische Körperkultur in der ersten Ausgabe seines *Sandow Journal*.

Sowohl für den leopardenfellstrotzenden Sandow wie auch für die neuen Muskeljuden war Männlichkeit von größter Wichtigkeit, wie Nordau in der *Jüdischen Turnerzeitung* mit der für ihn typischen rhetorischen Geste proklamierte:

Unsere neuen Muskeljuden haben noch nicht die Heldenhaftigkeit der Vorfahren wiedererlangt, die sich massenhaft in die Arena drängten, um an den Kampfspielen teilzunehmen und sich mit den geschulten hellenischen Athleten und den kraftvollen nordischen Barbaren zu messen. Aber sittlich stehen sie schon heute höher als jene, denn die alten jüdischen Zirkuskämpfer schämten sich ihres Judentums und suchten mittels eines chirurgischen Kniffes das Zeichen des Bundes zu verheimlichen, wie wir aus den Strafreden der empörten Rabbiner wissen, während die Mitglieder des Vereins »Bar Kochba« sich laut und frei zu ihrem Stamme bekennen.⁴²

Nordau gefiel sich in seiner Rolle als Prophet und reservierte seinen besonderen Haß für andere Propheten, die neben ihm standen, vor allem für einen, den er für »tobsüchtig« hielt und dessen Einfluß auf die westliche Zivilisation er als ausschließlich negativ beschrieb:

Wenn man Nietzsches Schriften hintereinander liest, so hat man von der ersten bis zur letzten Seite den Eindruck, einen Tobsüchtigen zu hören, der mit blitzenden Augen, wilden Gebärden und schäumendem Munde einen betäubenden Wortschwall hervorsprudelt und zwischendurch bald in ein irres Gelächter ausbricht, bald unfläthige Schimpfreden und Flüche ausstößt, bald in einem schwindelig behenden Tanz herumhüpft, bald mit drohender Miene und geballten Fäusten auf den Besucher oder eingebildeten Gegner losfährt. Soweit der endlose Redestrom überhaupt einen Sinn erkennen läßt, zeigt er als Grundbestandtheile eine Reihe beständig wiederkehrender Wahnvorstellungen, die in Sinnestäuschungen und krankhaften organischen Vorgängen ihren Grund haben ... Ab und zu taucht ein deutlicher Gedanke auf, der, wie dies bei Tobsüchtigen immer der Fall ist, die Form einer herrischen Behauptung, gleichsam eines Despoten-Befehls annimmt.⁴³

Der Kampf gegen die Sklaverei der Konventionen und das Verlangen danach, zum Übermenschen zu werden, war ein Traum, den eine ganze Generation mit Nietzsche geträumt hatte. Jeder mehr oder weniger gebildete Mensch kannte seine Werke, und die meisten von ihnen hatten in ihrer Jugend einzelne Bücher wie *Also sprach Zarathustra* mit glühenden Ohren verschlungen, von Hand zu Hand weitergegeben und leidenschaftlich unter Freunden diskutiert. Nietzsche war ein komplexer und subtiler

Denker, aber seine markigen, prophetisch anmutenden Sätze eigneten sich auf fatale Weise, außerhalb ihres Kontexts zitiert zu werden. Diese Eigenschaft und die spätere Verfälschung seiner Aussagen durch seine Schwester und Testamentsverwalterin Elisabeth Förster-Nietzsche (eine leidenschaftliche Verehrerin Hitlers) hatten zur Folge, daß sein Erbe von völlig unterschiedlichen ideologischen Bewegungen in Anspruch genommen wurde – wir werden noch darauf zurückkommen – und sich sowohl die Nihilisten des späten 19. Jahrhunderts als auch die Nationalsozialisten fünfzig Jahre später auf ihn beriefen.

Was Nordau an Nietzsche besonders haßte, war seine Entschlossenheit, alle bürgerlichen Werte umzuwerten, um die Menschheit (oder die wenigen, die die Kraft dazu hatten) in eine Welt jenseits der Modernität zu führen, in welcher der pure Instinkt und die spirituelle Kraft regieren. Nordau, ein assimiliertes Jude, hatte kein Interesse daran, die Segnungen der Zivilisation zu verleugnen; er war lediglich der Meinung, daß die Disziplin und Ordnung der westlichen Tradition von der Dekadenz der Moderne bedroht seien, und er wollte sie mit Methoden reinwaschen, die unverkennbar darwinistische Züge trugen. Die Ironie seiner Position lag darin, daß Nordau »Muskeljuden« nichts anderes waren als Nietzsches Übermensch mit einem »chirurgischen Kniff«. Nordaus spiritueller Zionismus und seine gesamte Kulturkritik waren im Prinzip nichts anderes als eine abgeschwächte, aufgewärmte Version des *Zarathustra*, der seinen langen Schatten unverkennbar über den gesamten Männlichkeitskult der Jahrhundertwende warf.

Eugene Sandow und Kaiser Wilhelm, »Dreadnought«-Schlachtschiffe mit riesigen Kanonen, Duelle und Bodybuilding, Marineanzüge und große Militärparaden – all dies waren sowohl Mosaiksteine in diesem Kult der Männlichkeit als auch Reaktionen auf eine verbreitete Unsicherheit über männliche Identitäten. Eine neue Zeit verlangt nach neuen Modellen, neuen Identitäten, und besonders Männer schienen von diesen Anforderungen überwältigt. Eine Schattenseite dieses ungewohnten Leistungsdrucks, die Epidemie der »Nervenschwäche«, die besonders Männer erfaßte und zur Folge hatte, daß Europa von Schottland bis in die Schweiz mit einem dichten Netz von Sanatorien überzogen wurde, wird uns in einem späteren Kapitel beschäftigen.

1907

Träume und Visionen

Nun wird die Erde neu. Nun gibt der Himmel aller Formen
zarten Umriß her.
Herzlicht von Sonne, doch sich noch auf gelben Wellen bäumt –
Bald kommt die Stunde, wo dein Gold in grünen Frühlingsmulden
schäumt –
Schon tanzt im Feuerbogen, den der Morgen übern Himmel schlägt,
Die Taube, die im Mund das Ölblatt der Verheißung trägt.
Ernst Stadler, *Resurrectio*, 1913

Die 256 Delegierten aus 42 Ländern (die meisten von ihnen alte Männer), die sich am 15. Juni 1907 zur Eröffnungszereemonie der Internationalen Friedenskonferenz in Den Haag zusammenfanden, hatten nur zwei Dinge gemein: Sie schwitzten in ihren Gardeuniformen, langen Gehröcken und steifen Kragen an diesem außergewöhnlich heißen Sommertag; und sie hatten keinerlei Interesse an einem Friedensabkommen, das sie als nichts weiter betrachteten denn als ein lästiges Hindernis für die gesunde Bewahrung eines Volkes auf dem Schlachtfeld. Jetzt waren sie eingeschlossen im »Ridderzaal«, der normalerweise als Tagungsort des niederländischen Parlaments diente, weil die öffentliche Meinung, von wirren und ungesunden Ideen erregt, forderte, daß der Weltfriede gefördert werden müsse, und weil kein Staat es wagte, sich von vornherein gegen das Prinzip des Friedens auszusprechen. Nun saßen sie einander gegenüber und wischten sich diskret die faltigen Hälsen mit ihren Taschentüchern, die meisten von ihnen hartgesottene Veteranen der Diplomatie, in ihren Taschen Instruktionen ihrer Regierungen, auf keinen Fall einer bindenden Regelung zuzustimmen und nichts zuzulassen, was die Handlungsfreiheit ihres Landes in irgendeiner Weise einschränken könnte. Eingeladen, um über Frieden zu reden, hatten sie sich versammelt, um gegeneinander in die Schlacht zu ziehen.